

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Die unterlangt eingehende Manuskripte über-
nehmen die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Verleger: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Hochschulen — keine Abbruchsanstalten!

Auf dem in dieser Woche versammelten internationalen Kongresse für die historischen Wissenschaften ist neben einer ungeheuren Fülle von Lehrreden und anderen Vorträgen für die verschiedenen Nationen von hoch interessanter Frage von allgemeiner Bedeutung erörtert worden, nämlich die von der Entwicklung unserer Hochschulen. Schon in der ersten allgemeinen Sitzung ist der Engländer, Herr Professor Hunt aus Oxford, seine Begrüßungsrede einige sehr bemerkenswerte Sätze über die Beziehungen zwischen Akademien und Universitäten lassen. Er sprach naturgemäß mehr von neuem demokratischen Standpunkte aus. Dann nahm der vorläufige Präsident Herr Professor Kaufmann in einem wohlwollenden Freimut unseren gesamten Universitätsrat unter seine kritische Sonde und deutete ganz rühmend einzelne besonders merkwürdige Schäden an. Inwiefern werden sich zu entsinnen wissen, daß bereits vor einigen Tagen auf die Kaufmannschen Auseinandersetzungen an dieser Stelle gehörend hingewiesen wurde. Ich erlaube mir nun endlich die dankenswerte Aufgabe, die Herr Professor Kaufmann die Kulturfrage vom Gesichtspunkte aus angegriffen. Gemeinsam war in diesen Auseinandersetzungen die im Grunde genommen selbstverständliche Forderung der unbedingten Freiheit in der wissenschaftlichen Forschung, was das ja auch bekanntlich der Mittel 20 unserer Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 in seinen lapidaren sieben Worten bestimmt: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ An dieser Stelle zu überlebenden Klarheit und Knappheit sind alle Untergründe einer gewissen Klasse von Verfassungsklausuren getilgt, und sie werden auch in Zukunft an diesen Kernwörtern maßlos abprallen. Der wissenschaftlichen Forschung dürfen nach unserer Verfassung keinerlei Schranken gesetzt werden, ebensowenig der Lieberlieferung der Fortschrittsgeheimnisse an die studierende Jugend.

Schon Jahrzehnte vor dem Erlaß der preussischen Verfassungsurkunde hatte Wilhelm v. Humboldt bei der Gründung seiner Berliner Hochschule den nämlichen Grundsatz ausgedrückt und ihn als einen anderen „rocher von bronze“ die zukünftige Entwicklung Preussens angefaßt. Er, der nach berühmten königlichen Mustern formierten „Gegensatz“ der Wissenschaft. Souveränität in diesem Sinne heißt nichts anderes, als frei und unbeeinträchtigt sein von jeder staatlichen Einwirkung und Regelung der inneren Verwaltungsverhältnisse. Mit anderen Worten: die Universitäten sollten als freie Korporationen sich selbst regieren, Mitglieder wählen können. Das ist der Idealzustand jeder freien wissenschaftlichen Korporation. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in der Zukunft ein allmählich sich in unserer landesrechtlichen, bürokratischen Verwaltungsschemata gar nicht oder nur schwer verträglich. Reibungen zwischen diesen den Anschauungen waren daher unausweichlich, und sich sind auch die Blätter unserer Universitätsgeschichte erfüllt von Berichten über beratende Kommissionen, die zuweilen ganze gebildete Öffentlichkeit in leidenschaftliche Anteilnahme mitwirkte.

Das Bestreben unserer preussischen Verwaltung zielte mehr danach darauf ab, den korporativen Charakter der

Universitäten einzuschneiden und sie dafür in eine immer stärkere Abhängigkeit von der Ministerialgewalt zu bringen, das Bekehrte zu einem immer mehr als einem von Staate übernommenen Lehrauftrag umzuwandeln und den Fäden des Lehramts, den Universitätsprofessoren, zu einem direkten Staatsbeamten herabzubringen. Der eigentlich entscheidende Schlag gegen den korporativen Charakter unserer Universitäten führte aber Johannes Meißner mit dem von ihm erdachten und durchgeführten Gesetzentwurf betreffend die Neueingliederung der Kollegiengebäude. An dieser Meißnerschen Erbschaft werden unsere preussischen Hochschulen noch lange, lange zu tragen haben, und zwar, ob dieses Stück aus der Hinterlassenschaft des letzten Finanzkommissionärs jemals wird beseitigt werden können.

Die Konsequenzen aus solch einer Aufspaltung sind furchtbar leicht zu sehen. Der der Staatsverwaltung unterworfenen Universitätsprofessoren ist alles andere, als unendlich frei, wie das die wissenschaftliche Arbeit fordert. So offen und so unumwunden pflegt allerdings die preussische Unterrichtsverwaltung bei der Behandlung und Erledigung von Universitätsangelegenheiten vorzugehen. Allein, sie weiß doch sojuzugelassen ihren Dummheit darüber zu halten. Unter dieser Verwaltungsweise gegenüber den Universitäten geraten diese mehr und mehr auf die abstinente Bahn, zu reinen Abrechnungsorganen für die höhere Beamtenhierarchie zu werden und ihren eigentlichen Zweck, als Stätten für die wissenschaftliche Forschung und für die wissenschaftliche Lehre zu dienen, mehr und mehr einzubüßten.

Da ist es nun wirklich sehr bemerkenswert, daß sich die führenden Geister dieses, die wahren Ziele unserer Hochschulen gefährdenden Entwicklungsprozesse entgegenstellen und in ihrem Sinne ein „Zurück auf die Schanzen“ in die Öffentlichkeit hineintreiben, um die bedrohte wissenschaftliche Forschung und Lehre mit allen ihnen zu Gebote stehenden moralischen Mitteln zu verteidigen. In diesem Moment liegt unserer Kulturgeschichte die geschichtliche Bedeutung dieses Berliner internationalen Historikerkongresses. Er hat eine Kulturfrage von eminentester Bedeutung ins Rollen gebracht, und zwar nicht bloß eine rein preussische, obgleich schon nicht geringwertig sein kann, daß die preussische Unterrichtsverwaltung am härtesten auf die Universitäten drückt, und es daher nicht wundernehmen darf, daß sich der hochgelehrte Mann gerade von preussischer Seite aus auch am lebhaftesten äußert. Wird dieser Appell wirkungslos verhallen? Werden bleiben wie die eben beim Historikerkongresse gehaltenen taube Ministerkloben finden? Es wird die Aufgabe des wirklich liberalen Teiles in unserer Volksvertretung sein, dafür zu sorgen, daß diese wichtige Kulturbewegung sich nicht im Sande verliere, sondern daß sie sich für die geistliche Entwicklung unserer Hochschulen als Stätten der wissenschaftlichen Forschung und der wissenschaftlichen Lehre als fruchtbringend erweisen möge.

Der Steffiner Dieterkamp.

(Telegramm unjeres Korrespondenten.)

H. Steffin, 12. August.

Mit dem heutigen Tage tritt der Steffiner Kampf wieder in ein neues Stadium. Nachdem am vorigen Sonnabend die Vereinigung der Steffiner Gemeindefürer 60 Prozent ihrer Arbeiter, rund 5000 Mann, ausgehert hat, soll heute abend der Aus-

Spernungsbeschluss der Gruppe deutscher Schiffswerften in Kraft treten.

Wie schon mitgeteilt, würden durch diese Maßnahme weitere 45,000 Arbeiter betroffen werden. Die Gewerkschaftsführer erkennen die gefährliche Situation vollkommen und machen noch in letzter Stunde alle Anstrengungen, um den Frieden wieder herbeizuführen. Als sie gestern die Direktion des „Hulka“ das ungünstige Abstimmungsresultat übermittelten, wussten sie dabei den Wunsch aus, die Direktion möge veranlassen, daß die für heute angelegten Massenansammlungen noch auf einige Tage verschoben würden. Trotz des augenblicklichen Widerstandes der Diener sei noch immer Hoffnung vorhanden, daß die Streikenden den Vorschlag der Organisationsleitung endlich folgen und die Arbeit wieder aufnehmen würden.

Die „Hulka“-Direktion konnte aber naturgemäß eine derartige Zustimmung nicht geben, da die Entscheidung einzig und allein bei der Gruppe deutscher Schiffswerften liegt. Diese hat nun, wie wir mitgeteilt wurden, noch zu heute mittag eine Sitzung nach Hamburg einberufen, um noch einmal zu beraten, ob die für heute angelegte Ansammlung zur Tatsache werden soll. Der Beschluss hierüber wird erst am Spätmittag fallen.

In Steffin herrscht heute vollkommene Ruhe. Weder die Diener noch die von der Vereinigung der Steffiner Gemeindefürer ausgeherten Metallarbeiter halten Versammlungen ab. Der sozialdemokratische Stadverordnete und frühere Reichstagsabgeordnete Herrbert wollte zwar eine Niederherkunft abhalten, doch kam eine solche nicht zustande.

König Eduards Reise.

Urteile der französischen Presse.

(Telegramm unjeres Korrespondenten.)

e. Paris, 11. August.

Die folgende Presse erwartet keine erheblichen politischen Folgen aus der Reise Eduards ins Mittelmeer, zum Teil aber desto mehr von dem Besuch König Eduards in Sizilien. Der „Gazette“ schreibt unter der Überschrift „Eduard VII. an der Arbeit“: „Eduard VII. wird sich mit Wilhelm II. in Kronberg und mit Franz Josef in Jofel treffen. Die beiden Begegnungen sind von sehr ungleicher Wichtigkeit. Zwischen Osnel und Neffen handelt es sich nur um eine neuer Friedensdemonstrationen, welche die tiefen Differenzen, die beide Länder trennen, weder mildern noch ändern können. Vielen Versäumnisgeheimnissen ist die Hoheit des Besuchs in Sizilien, die bei Italien eine freundschaftliche Stimmung in der Presse heiser ändern gefolgt. Die beiden Souveräne werden ausschließlich an Höflichkeit, Gefälligkeit und Diplomatie interessiert. Die Beziehungen zwischen König Eduard und dem Kaiser Franz Josef sind ganz anderer Art: Seit langer Zeit besucht England Oesterreich, welches sich über England nicht beklagen kann, durch die Lebenswürdigkeit zu gewinnen. Die Anstrengungen, welche gemacht werden, um ganz rasche die Bande, welche Deutschland und Oesterreich einigen, zu lockern und um die Arbeit zu wiederherstellen, die bei Italien so gut gelungen ist, werden durch die persönlichen Gefühle des allmächtigen Kaisers, der wenig Sympathie für Wilhelm II. hat, begünstigt. Es sind viele Ursachen zu Reibungen zwischen Oesterreich und Deutschland vorhanden, und König Eduard wird nicht verfehlen, sie auszunutzen. Die Partie ist schwierig; denn noch ist der Dreieck der „Pivot“ von Oesterreichs Politik, aber der jüngst in Russland erzielte Erfolg muß den König von England ermuntern.“ „Le Journal“ schreibt dem König Eduard eine effizientere und sympathischere Denkwiese zu. „Man muß hoffen“, läßt das Blatt

Ausstellung Darmstadt 1908.

Fritz Stahl.

Im Frühommer habe ich in Darmstadt Station gemacht, einen Blick in die gerade eröffnete Hessische Landesausstellung zu werfen.

Vor neun Jahren: „Ein Dokument deutscher Kunst“, dann paar Jahre später: „Ausstellung der Künstlerkolonie in Frankfurt“, und diesmal: „Hessische Landesausstellung“. Es sind diese Wandlungen der Bezeichnung ein hübscher Tag zur Geschichte unserer kunstgeschichtlichen Bewegung. Man kann sich hier die Entwicklung von der großartigen Eroberung der Künstlerkolonie bis zum stillen Eintritten Reihe und Glied der Arbeiter des Landes wohl freuen. Man wird sogar, wenn man der Sache weiter nachdenkt, verstehen, daß die letzte Ausstellung nur durch die erste geworden ist, will sagen, daß Land Hessen niemals einer bemerkenswerten Kunstindustrie gekommen wäre, nicht damals die jungen fremden Künstler durch ihre Kunst und lautes Gebrüll die Blitze auf Darmstadt gelenkt und dadurch die Industriellen in Bewegung gebracht hätten.

Also war jene erste Ausstellung in ihren Wirkungen tätig. Aber häufig ist sie gewesen! Ich habe das damals empfunden und ziemlich als einziger mit aller Schärfe gefühlt. Aber damals waren ihre Bauten von einem hellen Glanz umgeben, der bis zum diesjährigen Sommer sein Gebiet immer gewissermaßen exterritorial behielt. Jetzt aber sollen sie zur Stadt gehören, zu dieser Stadt, worin etwas Herben, und es ist ein wenig, den Eindruck zu fühlend, wenn man aus den Straßen der Stadt zu diesen freuden und gelassen Schreien kommt, die sich am häufigsten als Muffe ausgerufen worden sind. (Zu Wasserfall Alfred Meißner)

unter anderen, aber nicht mehr der Führer war, durch den ragen den „Hochzeitsturm“, das Wahrzeichen der Ausstellung und auch künftig der Mahdiden-Höhe, sojort gewickelt.

Ich will sagen, was ich an jenem Tage über ihn gedacht habe, ohne Rücksicht darauf, daß in diesen Tagen ein jeder Tod den talentvollen Mann in der Blüte seiner Jahre hingewirft hat.

Ehrlich war keine starke und keine künstlerische Kraft, die ihre eigene Art sucht und ausbrüden will. Aber er war ein vielgewandter Mann, Lebenskünstler in jedem Sinne; wenn man es nicht schlimm auffassen will, Abenteuerier. Vielleicht hat er nie einen Unfall gehabt, aber immer hatte er Einfälle. Ein angeborener klar für das, was die Menschen brauchten, wie wir ihn oft bei den Wortkräften der großen Welt finden, war seine wichtigste Eigenschaft. Er war der Mann des „noch nicht Dagewesenen“, des „einmal ganz Anderen“, der „Neuheiten“. Es war ganz gleich, ob das Neue Stück hielt, man konnte es nächstes Mal ganz anders machen. Versuch über Versuch, die Wiener Sezession braucht ein Haus, das Aussehen macht, ein gebautes „Fakad“: eine kleine Hofsee mit der Kuppel aus Vorberzweigen macht die Sache ausgezeichnet. Die Häuser mit natürlicher Gliederung und das reiche Ornament sind unentzählig geworden: man baut glatte Mauern, in die Fenster eingeklinkten werden, alles ohne Relief, ohne Rahmen und dekoriert mit „modernen, archaischen Einwirkungen“. Wie wäre es, wenn man ein Zimmer (und später einen Garten) ganz in einer Färbung hielt? Den Frauen ist der überfärbte Schmutz langweilig; er schafft neuen von raffinierte Schlichtheit, Lebenskünstler, der für alle Augenblicke neue Formen findet. Und auch Lebenskünstler, der die Weisheit zu behandeln weiß: den Fürsten, die Beamten, die Künstler, die Frauen. Das machte ihn zum reichen Angerer und zum starken Organisator. Das machte seinen schnellen Erfolg und seine weite Bekanntheit. Unter allen Künstlern der damals jungen angewandten Kunst war keiner außer ihm, der den Großherzog von Hessen gewonnen und alle Widerstände besiegt hätte. Was für eine Leistung ist es am Ende doch gewesen, in der abseits gelegenen und schummernden Provinzstadt diese erste Ausstellung aufzubauen, die die ganze Welt irgendwie beschäftigt hat, und die aus der Entwicklung

lung nicht wegzudenken ist. Sein Wirken muß man bewundern.

Sein Schaffen kann ich wenigstens nicht bewundern. Ja, einzelne Stücke: Schmuck, einen Teil seiner Möbel, ein paar Räume. Aber alles andere nicht, und vor allem nicht seine Bauten, wie etwa diesen Turm, der zur Erinnerung an die Hoheit des Großherzogs von Hessen auf einer bewaldeten Höhe in Deutschland steht, und der eine Nachahmung der Turmpaläste ist, die vor verfallenen Fahren die Despoten in der Ebene des Euphrat und Tigris errichtet haben.

Er war in einem Augenblick, der es galt, von der Schablone loszutreten, der gegebenen Mann. Das ist ein Glück, das mit dem Augenblick vorübergeht. Ob er schließlich in reiferen Jahren noch einmal durch schöpferische Arbeit die Stellung über den anderen, die man ihn damals eingeordnet hat, wiedergewonnen hätte, wer will das wissen? Manchmal scheint es, als könnte gerade er der sehr sachlich und ernst gewordenen neuen Art eine würdevollere, leichtere, frohere, spielerischere als Ergänzung an die Seite stellen.

Obrechts Einfluss auf die Entwicklung ist, wie gesagt, groß gewesen. Oder richtiger: er hat für die moderne Idee, daß mit der Nachahmung alter Formen und Ornamente gebrochen werden müsse, durch die rücksichtslose Schöpferei, mit der er selbst diesen Bruch vollzog, mehr gewirkt als irgendjemand anderer. Von einem Einfluss seiner Formgebung dagegen ist kaum noch etwas zu hören, und die Schuld immer und um jeden Preis Reus zu geben, die bei ihm konstitutionell, bei vielen anderen durch Anfechtung erworben war, ist ganz und gar verstanden.

In den Ausstellungsbauten wie in den ausgestellten Räumen herrscht im ganzen eine zurückhaltende Art vor: es wird weniger mit dem schnellen Effekt und mehr damit gearbeitet, daß die Dinge auf die Dauer erträglich sein sollen. Und dazu dürfen sie eben nicht zu „erkauft“ sein, sich vom Leblichen nicht auffallen durch die ähnhche Form, sondern nur durch die Qualität des Materials, der Arbeit, der Detaillierung unterscheiden.

Es herrscht in dem Lou der Gesamtausstellung ein Gegensatz zu dem der ersten, der umso mehr auffällt, als der Verfall des Kataloges die Entwurfsarbeiten nicht mitgenügt hat, sondern